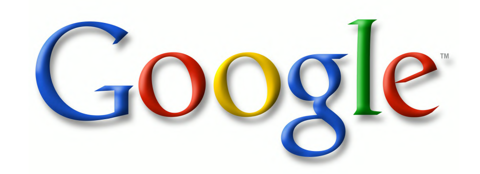


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/


Biese
1. Das Dichtergemüt
2. Goethe als Philosoph in der Prima
PT
2047
C6B589

W. A. Cooper
Berlin
Feb. 1909


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Königliches Gymnasium zu Neuwied
verbunden mit Realprogymnasium.

Wissenschaftliche Beilage zum XXX. Jahresberichte
Ostern 1907.

# Zwei Abhandlungen:

# 1. Das Dichtergemüt. 2. Goethe als Philosoph in der Prima.

Von

**Prof. Dr. Alfred Biese,**
Kgl. Gymnasialdirektor.

**Neuwied.**
1907.
Louis Heusers Buchdruckerei.

*1907. Progr. No. 574.*

Digitized by Google

PT 2047
C6 B589

Digitized by Google



# 1.

# Das Dichtergemüt.*)

Unsere Zeit wird viel gepriesen und viel verketzert. Es gibt kaum ein schmückendes oder schmähendes Beiwort, das ihr nicht beigelegt würde. Die einen, die, von der Lust zu leben getragen und von dem Stolz über die Errungenschaften der Technik, der Industrie, der Naturwissenschaften geschwellt, nur die funkelnde und schimmernde Oberfläche sehen, wissen nicht genug zu rühmen, wie herrlich weit wir es gebracht haben, im Vergleich zu vergangenen Jahrhunderten. Die andern glauben, alle Poesie sei aus dem armen, nüchternen, prosaischen Leben geflohen, es gäbe nur noch eine Macht, und die heiße das Geld, nur einen Zweck des Daseins, und der heiße Genuß; und sie können moderne Dichter und Philosophen als Zeugen anrufen, die das Mitleid als Schwäche brandmarken und das Gemüt als einen Artikel hinstellen, der aus der Mode gekommen sei und seinen Kurswert verloren habe. Aber wenn wir auch uns nicht zu denen rechnen wollen, die griesgrämig und nörgelsüchtig alles, was der Gegenwart den Stempel gibt, bekritteln und verdammen, noch auch zu denen, die alles Moderne schön und unvergleichlich finden, zu leugnen ist das eine nicht, daß vor all der Unruhe und Hast und dem Jagen nach zeitlichen Gütern die Ruhe vielfach abhanden gekommen ist, die nun einmal unumgänglich nötig ist zur Bildung klarer und echter Empfindungen und jener reinen und hohen Gedanken, die auch für das Wollen und Handeln keimkräftig wirken. Es ist nicht zu leugnen, daß das Gemütsleben unseres Volkes trotz des äußeren Glanzes der Kultur in den letzten Jahrzehnten keine Vertiefung und Verinnerlichung erfahren hat.

*) Diese Abhandlung erschien zuerst in den „Grenzboten“ (1906) S. 323—329, 376—384.



Digitized by Google

Ist nun aber das Dichtergemüt wirklich etwas so Fernliegendes, Fremdes und Unbegreifliches für den gewöhnlichen Sterblichen? Wir alle haben doch Zeiten gehabt, wo sich etwas Dichterisches in uns regte; wir alle waren Kinder, und sind diese nicht die unschuldvollsten und oft phantasiereichsten Dichter? Und wen hat nicht in der Zeit der grünen Liebe der holde Wahnsinn der Poesie ergriffen? Und wer möchte sich im Ernste das aberkennen, was wir Gemüt nennen?

Wort und Begriff haben eine ungemein interessante Geschichte. Es ist ursprünglich weit umfassend wie Geist und Seele und Sinn und umschließt das Denken, das Fühlen und das Wollen. Noch Adelung (1796) bestimmt das Gemüt als die Seele in Ansehung der Begierden und des Willens, sowie die Seele in Ansehung des Verstandes und der Vernunft oft der Geist genannt wird; bei Campe (1808) wird es als das gesamte Begehrungsvermögen, sowohl das vernünftige wie das sinnliche, bezeichnet, und er hebt hervor, daß es seit einigen Jahren zum Modeworte für Seele geworden sei. Die Romantiker waren es besonders, die den weit umspannenden Begriff verengerten; so bezeichnet es zunächst das sanfte, liebende Begehren und schränkt sich schließlich immer mehr auf das Gefühls- und Empfindungsleben der Seele ein. Das Gemüt tritt in Gegensatz zum scharfen Denken und zur Tatkraft; es wird mehr leidend als tätig gedacht, es wird zur Welt des reichen und weichen Gefühls. Aber zugleich, wie es das gefühlvolle Herz bedeutet, wird es besonders dem Dichter beigelegt; Poesie und Gemüt erscheinen als gleichbedeutende Begriffe; das Vermögen des Gemüts ist die Phantasie, das Genie, und somit die rechte Geburtsstätte für Kunst und für das Schöne, die empfangende und schaffende Einbildungskraft. Gemüt wird zum Spiegel der Welt, der nicht bloß aufnimmt, sondern auch zurückstrahlt.

Schon früh hebt ein gewisser Nationalstolz die Tiefe und die Innigkeit gerade des deutschen Gemüts hervor, und wenn es auch eitel Torheit ist, dieses freilich unübersetzbare Wort auch dem Begriffe nach anderen Nationen abzusprechen, so können wir doch wohl sagen, daß die Innerlichkeit, die schon Tacitus bei den Germanen rühmt, ein Charakterzug des Volks seit uralter Zeit ist: die persönliche und herzliche Hinneigung von Person zu Person, auch zu den Waffen, zu Roß und Schiff und zu den Tieren, die mystische Hinneigung zur Natur, besonders zu Wald und Meer, der Hang zur Häuslichkeit, zum Familienleben, ja auch zu Gastlichkeit und Trink-

Digitized by Google

gelagen. Bei Fischart ist das deutsche Gemüt gegründet in Redlichkeit, Festigkeit, Zuverlässigkeit, Dankbarkeit und Treue. Später tritt das reine Empfindungsleben mit Ernst und Wahrhaftigkeit in den Vordergrund, so bei Luther und bei Arndt; Heine rühmt die tiefe Urkraft des Volksliedes, die in der edeln, majestätischen Herrlichkeit des deutschen Volksgemüts wurzelte. Friedrich Schlegel orakelt etwas verschwommen, wie es die Art der Romantiker ist: „Sinn, der sich selbst sieht, wird Geist; Geist ist innere Geselligkeit; Seele ist verborgene Liebenswürdigkeit. Aber die eigentliche Lebenskraft der innern Schönheit und Vollendung ist das Gemüt. . . . Dem Zauberstabe des Gemüts allein tut sich alles auf." Ein Wort eines griechischen Weisen lautet: „Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt." Es ist dasselbe, was im Faust der Erdgeist sagt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst." So wird auch niemand einen Künstler begreifen, wenn nicht etwas vom Künstler in ihm selber steckt, niemand einen Dichter ganz verstehn, der sich nicht mit kongenialem Verständnis in ihn hineinzudenken, hineinzuempfinden und ihm nachzuschaffen vermag. Freilich wie tief bleibt dieses Nachschaffen, dieses Genießen und Verstehn hinter dem wirklichen Schaffen zurück!

So hat man denn auch von alters her als göttlich die Wundergabe des Dichtergenius gepriesen: mit Worten zu künden, was in Duft und Dämmer des innersten Herzens schlief, den Urtönen der Menschenbrust den Klang zu verleihen, der ureigen aus dem Erlebten hervorrauscht und doch die Saiten jeder empfänglichen Menschenseele mitzittern und mitklingen läßt. Apollo und die Musen verleihen dieses köstliche Geschenk. Melpomene weiht mit mildem Blick ihre Lieblinge und gibt ihnen die Kraft zu schauen, was andre Menschen nicht schauen, zu sagen, was sie freudvoll empfinden, was sich leidvoll in ihrem Busen regt, und so die Herzen der Menschen zu bannen durch die künstlerische Verbindung von Rhythmus und Sprache, von Gefühl und Gedanken, von Stoff und Form, von Einzelnem und Allgemeinem. Die Dichter geben uns deshalb auch den besten Einblick in das Wesen des dichterischen Gemüts.

Schiller lebt und webt in dem stolzen Gedanken, daß nur der Dichter der wahre und eigentliche Mensch sei, nur von ihm sei für die Sache der Menschheit Ernsthaftes und Heilsames zu erwarten; der Philosoph sei nur eine Karikatur im Vergleich zu ihm. So ruft er den „Künstlern" zu: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand

Digitized by Google

gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch. Mit euch wird die gesunkene sich heben! Der Dichtung heilige Magie dient einem weisen Weltenplane, still lenke sie zum Ozeane der großen Harmonie!“ Für Schiller ist die Dichtung eine ewige Quelle der Verjüngung, eine Trösterin, Erbauerin, die immer wieder den Menschen zuruft:

> Werft die Angst des Irdischen von euch!
> Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
> In des Ideales Reich! . . . .
> Flüchtet aus der Sinne Schranken
> In die Freiheit der Gedanken.

Ich erinnere ferner an die „Macht des Gesanges,“ „Pegasus im Joche,“ „Die vier Weltalter,“ „Die Poesie des Lebens,“ „Das Mädchen aus der Fremde.“

Das Werk der Weltliteratur, das uns am tiefsten in das Leben und Weben eines Dichterherzens hineinführt, ist Goethes „Tasso.“ Es ist eine Tragödie des Dichtergemüts, denn das Werk gibt uns nicht nur die Psychologie des gesunden Dichterherzens, sondern auch die Pathologie des kranken Poetengemüts. Goethe hat nichts gedichtet, was er nicht an sich erlebt hätte; es mußte ihm die Brust schwellen, mußte ihm auf den Nägeln brennen. So wurde er ein Dichter der Wirklichkeit, der Anschauung und des lebendigen Gefühls; darum läßt er schon im „Götz“ den in dem Liebesrausch verzückten Franz sagen: „Nun weiß ich, was den Dichter macht: das von einer Empfindung volle Herz.“ Und so hat denn Goethe auch alles, was ihm an Beseligendem und Niederbeugendem das Herz durchzog, in dieser Dichtung niedergelegt; so auch den Widerstreit von Ideal und Wirklichkeit, den er so schmerzlich empfand, den Widerstreit zwischen seinem Dichterberuf und seinem staatsmännischen Amt. Schon den Knaben Goethe beschäftigte der Stoff des „Tasso“, sodaß er den unglücklichen Italiener auf sein Puppentheater brachte. Und später: wie viele merkwürdige, ja wundersame Übereinstimmungen zeigte sein Leben mit dem Tassos! Beider vielgeliebte Schwester hieß Cornelia. Zum Juristen hatte auch den Tasso einst der Vater bestimmt, aber er trachtete nicht nach dem Richterbarett und Richtertalar, sondern nach dem Lorbeer der Unsterblichkeit. Beide führte das Leben an einen kleinen Hof, und beide wurden erfüllt von der Liebe zu einer unerreichbaren Frau. Und vor allem: beide empfanden als gottbegnadete Dichter auf das tiefste den

Digitized by Google

bitteren Gegensatz zwischen den Träumen der Phantasie und den nüchternen Forderungen der Wirklichkeit. Beide lebten und litten ein Leben, wie es das Dichterherz so mit sich bringt, das ewig unruhig, bald freudvoll, bald leidvoll bewegt ist.

Als Herder die Goethische Dichtung las und hinter dem Schleier der fernen Zeit, des fernen Ortes, der längst entschwundnen Personen die greifbar nahe Wirklichkeit, den Musenhof Weimar mit seinen bedeutendsten Vertretern erkannte, da schrieb er: „Goethe kann nicht anders als sich selbst idealisieren und immer aus sich schreiben.“ So hat Goethe in der Tat sein Herzblut in den „Tasso“ hineinströmen lassen, und so ist dieses Drama nicht nur ein Bekenntnis von dem, was ihn in Weimar am tiefsten bewegte, nicht nur eine große Beichte, sondern vor allem ein Dichterbild ohnegleichen geworden.

Im Lustgarten von Belriguardo wandeln die Prinzessin Leonore von Este und die Gräfin Leonore Sanvitale in trauter Zwiesprach einher. In ihre frohe Frühlingsstimmung mischt sich als leiser Mißklang der Gedanke an ihre nahe Trennung. Denn die Pflicht ruft die Gräfin zu ihrem Gatten und dem Sohne zurück. Beide sind edle Frauengestalten. Wie die Lilie steht die Prinzessin in ihrem zarten Wuchs, mit ihren feinen, von frühem Leiden verklärten Zügen neben der voll entfalteten Rose, neben der üppigen Schönheit ihrer Freundin. Wohl ist sie die tiefere, seelenvollere, ja sie ist nicht nur eine tief empfindende Dichterfreundin, sondern auch eine ernste, begeisterte Schülerin des Plato; doch auch die Gräfin ruht gern mit Ohr und innerm Sinne gar freundlich auf des Dichters Reimen aus, „der uns die letzten, lieblichsten Gefühle mit holden Tönen in die Seele flößt.“ Ja sie weilt am liebsten auf der Insel der Poesie in Lorbeerhainen. Und wie die Prinzessin auf Tasso ihre Worte lenkt, schildert sie fein und zart nicht nur den Freund, sondern überhaupt den Dichter, der in den Reichen süßer Träume schwebt, mit den Worten:

> Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
> Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
> Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
> Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
> Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
> Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Ich denke, es verlohnt sich der Mühe, bei diesen Sätzen

Digitized by Google

etwas zu verweilen; sie werden uns den Schlüssel geben zu den geheimnisvollen Wundern des Dichtergemüts.

„Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum.“ Wer in Gedanken, noch dazu wer in dichterische Träume versunken ist, dem entschwindet die Wirklichkeit, der vergißt Zeit und Ort darüber, und sein inneres Auge ist geöffnet für die Welt des schönen Scheins, die er mit Bildern und Gestalten seiner Einbildungskraft anfüllt; er schwebt in den lichten Höhen des Reichs der Ideale; hat dem Dichter doch Zeus bei der Teilung der Erde verheißen:

> Willst du in meinem Himmel mit mir wohnen.
> So oft du kommst, er soll dir offen sein!

Aber hier lauert auch die Gefahr zugleich, daß der Dichter den Boden der Wirklichkeit verliere, daß er phantastisch werde, überschwenglich, ekstatisch, wie Klopstock, wie Tasso selbst, der bald im Übermaß der Freude frohlockt, bald sich der Selbstzerstörung des verzweifelnden Gemüts mit Wonne der Wehmut hingibt und so das rechte Augenmaß für die Dinge und die Verhältnisse dieser Erde verliert. Aber etwas Träumerisches und zugleich etwas Hellseherisches hat man zu allen Zeiten in dem gottbegnadeten Dichter gesehen; vates ist Dichter und Seher zugleich. Dessen Auge reicht zurück zu den Quellen der Erscheinungen — er „belauscht der Dinge geheimste Saat“ — und zugleich in die Zukunft: er sieht kommende Größe.

„Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur.“ Ein schweres, tiefes Wort! Wir gewöhnlichen Sterblichen hören wohl ein mißtönendes Durcheinander in Natur und Menschenleben von Haß und Streit und Neid, von Leidenschaft und Unvernunft; wir stehn ratlos der Grausamkeit der Elemente gegenüber, die das Gebilde der Menschen hassen und in sinnloser Wut zerstören. Wie ungereimt, wie disharmonisch erscheint uns oftmals das Weltgetriebe! Der Dichter aber vernimmt die ewige Harmonie der Sphären, von der schon die Pythagoräer träumten; er erkennt das Wesenhafte, scheidet es von dem Zufälligen und Alltäglichen und findet das ewig Verwandte und Einheitliche zwischen den Erscheinungen der Natur und den Regungen der Menschenseele. Wir lesen im „Faust“:

> Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen?
> Wodurch besiegt er jedes Element?
> Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
> Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
> Wenn die Natur des Fadens ewge Länge,

Digitized by Google

Gleichgiltig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmonsche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt,
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt? . . . .
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart

In alle die Unruhe und Unrast des Lebens bringt der Dichter Ruhe und Behagen, er löst die Disharmonien in Harmonien auf, denn ihm ist das Vergängliche nur ein Gleichnis des Unvergänglichen, des Ewigen. Einem Dichter, wie Goethe, der zugleich ein großer Naturforscher, der Entdecker der Metamorphose der Pflanzen war, dem sich der fruchtbare Gedanke der Entwicklung enthüllte, dem war die Natur ein Mysterium Gottes; das Kleine wie das Große in ihr war ihm ein Gottesgedanke, ein Wunder an Schönheit, an Weisheit und für seinen Künstlersinn ein Beweis von der Einheitlichkeit der Schöpfung:

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen.
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!

So wird der Dichter zum Dolmetsch ewiger, auf Ordnung und Schönheit hinzielender Schöpfungsideen.

„Was die Geschichte reicht, das Leben gibt, sein Busen nimmt es gleich und willig auf.“ Was anders soll das heißen, als daß sich der Dichter mit der lebendigsten Hingebung und Sympathie in das Sein vergangner Zeiten und Geschlechter versenkt und nicht minder willig und offen ist allen Eindrücken der Gegenwart gegenüber? Nichts Menschliches ist seinem Busen, das ist seinem schaffenden Genius, seinem mitempfindenden Gemüte fremd.

In diesen beiden Zeilen ist also der Stoff und ist zugleich die Aufnahmeweise des Stoffes umschrieben. Jener ist die Geschichte und das Leben, diese ist die gleiche, alle Zeiten umspannende, willige Teilnahme. Es ist die Liebe zu Welt und Leben, zum Menschenwesen; den echten Dichter durchdringt: die schaffende Liebe, die sich ihres Werkes freut und ihres Werkes pflegt, die Liebe zum Großen und zum Kleinen, sowohl zu dem Erhabnen,

Digitized by Google

Ernsten und Heiligen, was die Geschichte bietet, wie zu dem Anmutreichen, Heitern, Lieblichen, das in verborgnen Winkeln blüht. Die Liebe, die Weltbehagen, die Humor heißt. Dessen Hauptquell aber ist ja gerade das Gemüt mit seiner Innigkeit und Tiefe, seiner Freudigkeit, die alles Ungemach überwindet, neben dem Schatten auch das Licht, neben den Dornen auch die Rosen, neben den Sümpfen auch die reinen Quellen sieht. Die Liebe zum Weibe, zu den Kindern, zur Heimat und zu heimatlicher Art, zum Vaterlande, die Liebe zum Volke und allem Volkstümlichen in Aberglauben und Sitte. Die versöhnende Weltliebe, die — wie bei Goethe — das Erforschbare erforscht und das Unerforschliche in Andacht ehrt, weil es das Unergründliche als die Wurzel des Ergründlichen betrachtet. Die innige und sinnige Naturliebe, die sich versenkt auch in das bescheidne Blümchen, alles belauscht, was sich regt und was da kreucht und fleugt, die sich begeistert an der Erhabenheit des Meeres und der Berge, der Heide und des Moores oder des Himmels mit seinen Milliarden von Sternen. So ist das Dichtergemüt empfänglich für alles Große und Schöne in Natur und Menschenleben.

Und wie behandelt es der Dichter? Darauf antwortet unser Goethewort: „Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt.“ Hier also sehen wir noch die ursprüngliche, weitere Bedeutung des Wortes: es ist so viel wie Geist, ja der ordnende Verstand, die besonnene Arbeit, die sich mit Begeisterung paaren muß, soll etwas Vollendetes erstehn. Aus wieviel Einzelbeobachtungen setzt sich zum Beispiel irgendeine Gestalt eines Romans, eines Dramas zusammen, wie aufmerksam muß der Dichter beobachtet haben! Oder wenn er eine ferne Zeit wieder heraufführt und uns anschaulich machen will, muß er Entlegnes, Fremdes, Gegensätzliches zusammenschweißen. Das heißt in Wahrheit Gestalten, Formen! Keine bunte Mosaik dürfen die Einzelheiten ergeben, sondern sie müssen sich zum Ganzen voll Lebenswahrheit zusammenschließen. Welche Welt des weit Zerstreuten umschließt zum Beispiel der „Faust!“ Ich erinnere nur an die Helena, an den Kaiser und seine Pfalz, an den Renaissancemenschen Faust, an den Spötter Mephisto, an die holde Blüte deutschen Bürgertums, Gretchen. „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, sie auszudrücken, macht den Poeten,“ sagt Goethe. In diesem Sinne liegt also der Reichtum des Gefühls oder des Herzens in der Stärke der Kraft, Eindrücke tief in die Seele eingraben zu können, diese Einschnitte wie Furchen

Digitized by Google

und Gleise zu erhalten, sodaß die Erinnerung sie leicht wiederfindet und sich in ihnen fortbewegt; das Fortspinnen angesponnener Fäden, das folgerichtige Fortentwickeln ganzer Begebenheiten und Charaktere, die Verknüpfung des Selbsterfahrenen und des an andern Aufgefaßten: alles das ist von höchster Wichtigkeit für das dichterische Schaffen. Die Energie der Erfahrungen vom Menschenherzen und von der Welt, die Kraft der Verallgemeinerung des Einzelnen, die Verschmelzung von Innen- und Außenwelt: das ist Sache des Dichtergemüts. Darum ist auch alle Dichtung symbolisch: überall finden wir in ihr ein Inneres, das sich in einem Äußern darstellt, oder ein äußerliches Bildliches, das durch eine Innerlichkeit beseelt ist. Wir nennen in der Poetik die Übertragung des Geistigen auf das Sinnliche oder des Sinnlichen auf das Geistige eine Metapher. Die Metapher ist nur der sprachliche Abdruck des innern Vorgangs, worin Welt und Seele im Dichter zusammenrinnen. So endet auch Goethe die Schilderung des Dichters im „Tasso“ mit den Worten: „Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.“

Der Dichter schließt die unbelebte Natur, wie Pygmalion die Marmorstatue, an sein Herz, und sie beginnt sich zu erwärmen und zu beseelen. Da wirft die Fürstin Sonne den Purpurmantel um die Schultern, da regt der Wind die Flügel, rast das Feuer, stürmt jauchzend der Bach ins Tal, klagt und ächzt der Sturm in den Zweigen, weint der Regen hernieder; da schlummern mit gesenkten Blütenglöckchen die Blumen, da träumt der Wald im Abendfrieden, oder es wiegen sich im Morgenwinde die jungen Zweige, und die Blumen schauen uns mit ihren Kinderaugen freundlich an. Der Mond labt sich im Meer, oder er schaut kläglich vom Wolkenhügel aus dem Duft hervor, oder sein freundlicher Zauberhauch umsäuselt die Beeren des Weinstocks. Ich erinnere an „Ganymed,“ „Mailied,“ „Herbstgefühl,“ „Willkommen und Abschied.“ Ich erinnere an Mörike und an Eichendorff. Alles das ist die Sprache des dichterischen Gefühls, das eine verwandte Seele der Erscheinungswelt leiht, sodaß diese lebt, atmet, träumt, voll Ahnungen und Stimmungen, voll Hoffnung und Furcht ist, wie der Mensch in seiner Freude oder Qual. Der Dichter ist ein König hier auf Erden, er gebietet den Elementen, und sie beginnen zu leben; er ruft zum Einklang Natur und Geist, er enträtselt das schlummernde Geheimnis, wie Eichendorff die Losung für den Dichter ausgibt:

Digitized by Google

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Der Dichter schließt den Schacht verborgner Tiefen auf, und sein Wunderschlüssel ist die Analogie, ist die Übertragung des Geistigen auf das Sinnliche, kurz das Metaphorische. Und wer sagt uns, daß der Dichter nicht auch Philosoph ist und daß er nicht recht habe mit dieser Weltauffassung? Die Natur nannten auch große Philosophen einen schlummernden Geist, und der große Psychophysiker Fechner kennt nichts Unbeseeltes in dem Weltenall. Freilich vor allem, weil er nicht nur experimenteller Naturforscher, sondern auch Dichter war. Aber ist überhaupt in den großen metaphysischen Lehrgebäuden die Grenze zu ziehn, wo die Wissenschaft aufhört und die Phantasie ihren kühnen Flug zu den Wolken anhebt? Sind nicht die Philosophien Platos, Hegels, Schellings, Schopenhauers großartige Gedankendichtungen? Die Phantasie mischt eben überall ihre Farben hinein; der Mensch ist das Maß aller Dinge, und „das Gefühl belebt das Unbelebte,“ sogar das Abstrakte, die toten Begriffe. Zu allen Zeiten haben die Dichter, kraft der personbildenden Phantasie, Hoffnung, Furcht, Neid, Haß, Liebe, Krieg, Sorge, Armut, Recht, Reichtum usw. zu Wesen voll individuellen Lebens gestaltet. In der Welt des Dichters schlägt der Geier Tod die dunkeln Schwingen dem Unglücklichen um das Haupt, oder der bleiche Gesell pocht mit seinem Fuße an die Pforten der Schäferhütten und der Königsschlösser. Ins bunte Mahl greift er mit eisigkalter Faust und streift die Rosen von den Wangen. Die Sorge steigt sogar auf das eherne Schiff und bleibt nicht hinter den Reiterzügen zurück, schnell wie Hirsche im Laufe, schnell wie der Ostwind. So bei Horaz (II 16 und III 1): „Das drohende Gespenst der Furcht wandelt überall mit dem Herrn; nicht weicht sie von dem gepanzerten Dreidecker, und hinter dem Reiter hockt die schwarze Sorge.“ Und bei Goethe, am Schlusse des zweiten Teils des Faust, spricht das „graue Weib,“ die Sorge:

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Würd' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Gestalt
Üb' ich grimmige Gewalt,
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängstlicher Geselle;

Digitized by Google

Stets gefunden, nie gesucht,
So geschmeichelt wie verflucht,
Hast du die Sorge nie gekannt?

So heißt es in „Alexis und Dora“: „Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen mir naht.“ Bei Heine: „An meinem Bett in der Mitternacht als Wärterin die Sorge wacht.“

Storm singt von dem Geier Schmerz, Goethe nennt die Hoffnung die Schwester der Phantasie, die Treiberin und Trösterin, andre preisen die Frau Sehnsucht mit den großen verträumten Augen oder die Liebe, die mit glühenden Blicken dich anschaut, das Glück, das auf leisen Zehen geschlichen kommt, die Zeit als einen wundertätigen Engel, als allgebietenden Herrscher oder als eine greise Vagantin, deren Fuß gleichgiltig niedertritt, was untergehn muß, und Heine dichtet: „Die Stunden sind aber ein faules Volk! Schleppen sich behaglich träge, schleichen gähnend ihre Wege; tummle dich, du faules Volk.“ Der Morgen grüßt mit Herrscherblick der Berge Häupter oder lächelt froh der Nacht ins Angesicht, sodaß die matte Finsternis flieht, wankend wie betrunken; die tauige Morgenfrühe verjagt mit warmem Hauch, mit blumenheitern Wangen, scherzend all den Wolkendunst. Wie wundervoll beseelt Mörike den Tag in den Zeilen:

Dort, sieh am Horizont lüpft sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn;
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halbgeöffnet, süße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flüge!

Warum ist hier alles poetisch? Weil alles Anschauung und Empfindung zugleich, weil alles Leben und Bewegung und jeder einzelne Zug, ja der ganze sprachliche Ausdruck, gleichsam bis in die Fingerspitzen hinein, beseelt ist und doch das Phantasiebild plastisch vor unsern Geist stellt. Mörike hat, wie kaum ein zweiter, auch die Nacht mit echt dichterischer Phantasie aufgefaßt und beseelt in den herrlichen Zeilen:

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Digitized by Google

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd;
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flüchtgen Stunden gleich geschwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das sind Urlaute eines Dichtergemüts, das noch die personbildende Kraft der Phantasie, die einstmals in grauer Vorzeit die Mythen schuf, und zugleich das überquellende Gefühl besitzt, das die ganze Natur in seinen Strom hineinreißt und sie durchtränkt mit Leben, mit Seele. Und Seele ist Schönheit, Schönheit ist Seele. Auf diesem Satze ist die ganze Ästhetik aufzubauen.

Die Kraft des Bildens aber, des Beseelens ist das Wesen der Phantasie; eine Vorstellung reiht sie an die andre, und etwas Neues entsteht; sie verwebt Inneres und Äußeres, Lebendes und Totes in eins, sie ist die Sinnliches vergeistigende und Geistiges versinnlichende Bildkraft der Seele. Ihr, der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, gibt deshalb Goethe den Preis unter den Unsterblichen, mag sie als wohltätige Fee uns mit heitern Bildern umgaukeln, oder mag sie mit fliegendem Haar und düsterm Blick im Winde sausen um Felsenwände und tausendfarbig, wie Morgen und Abend, immer wechselnd, wie Mondesblicke, den Sterblichen scheinen.

Phantasie und Gemüt schaffen dem Dichter sein eigentümliches Weltbild. Mit dem Auge und dem Ohr der Phantasie sieht und lauscht er in die Welt hinein, und sein warmes Gemüt nimmt alles, was das Leben ihm reicht, mit Sympathie auf; so dringt er in das Wesen der Dinge ein und breitet in Sinnsprüchen, Balladen und Dramen seine Weisheit aus, denn die besten Gedanken stammen, vor allem bei ihm, aus dem Herzen. Und wer möchte leugnen, daß die Menschen von den Poeten mehr als von den Philosophen zu einer höheren und reineren Auffassung des Lebens, nach Wert und Bestimmung, geführt worden sind? Wem in der Kindheit das Herz warm und die Phantasie rege geworden ist, durch Sage und Märchen, wer in der Jugend Besonnenheit und Begeisterung geschöpft hat aus den Werken Schillers und Goethes, wem überhaupt die größten Dichter der Weltliteratur von Homer bis Goethe zu Führern auf dem Lebenswege geworden sind, der kann nicht geistig verarmen und sittlich ver-

Digitized by Google

rohen. Und wer an den großen Humoristen der Engländer und der Deutschen, von Fielding bis Dickens, von Jean Paul bis Reuter hin, immer wieder Frische und Heiterkeit und den Sinn auch für das Kleine und Unscheinbare zu beleben vermag, der wird sich nimmer in Pessimismus verbittern und sich niemals in untätiges Grübeln verlieren.

So kann ein echtes, rechtes Dichtergemüt der Welt zum Segen werden. So rühmt denn auch die Gräfin Leonore im „Tasso" neben der ernsten Unterhaltung mit dem klugen Manne, der uns belehrt, die Dichtkunst; denn es ruhet „unser Ohr und unser innerer Sinn gar freundlich auf des Dichters Reimen aus, der uns die lieblichsten Gefühle mit holden Tönen in die Seele flößt. Sein reizend Leid, die selge Schwermut lockt ein jedes Ohr, und jedes Herz muß nach." . . . „Sein reizend Leid — die selge Schwermut!" sagt Leonore. Das sind kühne Oxymora; es scheint ein unvereinbarer Widerspruch zu sein zwischen Reiz und Leid, zwischen Seligkeit und Schwermut. Und doch! Ein Dichterherz umfaßt himmelhoch jauchzende Freude, aber auch abgrundtiefen Schmerz.

Wir haben bisher nur die Lichtseiten des Dichtergemüts betrachtet. Es hat auch seine düsteren Schatten. Noch dazu bei Tasso selbst. Worin liegt aber auch im allgemeinen dieses Leid und diese Schwermut, trotz der reizvollen Form, in die sie sich kleidet, begründet? Jeder tiefer angelegte Mensch empfindet schmerzlich den tragischen Doppelsinn unsres Lebens, das in der Erde wurzelt und zum Himmel emporweist, das zwischen hohem Wollen und schwachem Vollbringen hin und her schwankt, das tief getaucht ist in den Widerstreit von Ideal und Wirklichkeit. Gerade ein empfindliches und empfindsames Dichterherz, das sich weich und willig allen Eindrücken hingibt, wird leidvoll unter diesem Drucke der Unvollkommenheit alles menschlichen Beginnens stehn.

Ein gefühlvolles Herz nennt Rousseau, der große, sich selbst belauschende und kritisierende Psychologe, eine unselige Himmelsgabe. Wie es dies werden kann, wenn sich mit dem Talent nicht ein fester Charakter, mit der Tiefe des Gemüts und der Lebhaftigkeit der Phantasie nicht auch nüchterne Überlegung und Besonnenheit verbinden, das lehrt uns Tasso. Er ist eine problematische, eine tragische Natur. Wohl ist ihm „der Dichtung holde Gabe" verliehen, wohl „zog die schöne Welt den Blick des Knaben mit ihrer ganzen Fülle herrlich an," aber schon frühe, unter „der

Digitized by Google

Eltern unverdienter Not" mußte er erfahren, daß dem Glück der Schmerz beigesellt ist, und auch als die Gunst der Großen ihm die Sorge des gemeinen Lebens nahm, mußte er doch an sich erleben, daß sich in den Lorbeer des Dichters die Dornen des Leides winden. Doch sein größter Feind ist sein eignes überschwengliches Herz. Als die Prinzessin ihn mit dem Kranze Virgils krönt, nach der Überreichung seines Werkes an den Herzog, da weiß er sich nicht zu lassen; der Kranz sengt ihm seine Locken, Fieberhitze bewegt sein Blut; er empfindet es heiß, daß nicht der Besitz beseligt, sondern das Streben nach hohem Ziel. Und hat er sonst sein Leid dem einsamen Hain geklagt, so will er nunmehr dort sein Glück genießen; in phantastischem Traume malt er es sich aus, sodaß Leonore ihm ein „Erwache! Erwache!" zurufen muß.

Tasso ist in seinem weichen Gemüt ein Freund der Einsamkeit des Selbstgenusses; er will „lieber frei im stillen mit seinem Geist sich unterhalten" als sich unter Menschen mischen; so verliert er den richtigen Maßstab für die Dinge, für sich selbst wie für andre. Er spinnt sich in sich selber ein; so wird er denn argwöhnisch und mißtrauisch. Und diese grüblerische Phantasie spiegelt ihm Verrat und Tücke vor, wenn er nur einen Brief nicht finden kann, den er in seinem unpraktischen und unordentlichen Wesen selbst verlegt hat. Scheu meidet er die Welt, weil er keinen Tadel vertragen kann, weil ein solcher ihn niederdrückt bis zur Verzagtheit und Verzweiflung. Und doch wie wahr sind die Worte des Herzogs: „Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen" und das andre: „Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt, und wer sie meidet, wird sie bald verkennen." Der Herzog sieht kraft seiner gesunden Lebensauffassung etwas Krankhaftes in dem reizbaren Wesen Tassos und sucht zu helfen, ohne „die Schuld des rauhen Arztes" auf sich zu laden. Vor allem sucht er „Sicherheit und Zuversicht seinem Busen einzuprägen." Aber wie sehr es gerade hieran dem Dichtergemüt mangelt, das sehen wir bei Tassos erster Begegnung mit seinem Widersacher Antonio, der sogleich scharf *seine* Welt von der des Tasso trennt und mit begeisterten Worten das kluge Wirken des Papstes in der großen Welt der Tat und der diplomatischen Kunst rühmt, der für die schöne Kunst und für Wissenschaft nur so weit Raum läßt, als jene ziert und diese nutzt. Nicht das übertriebne Lob Ariostens, das Antonio mit bewußter Schärfe gegen Tasso richtet, drückt diesen nieder, sondern er fühlt sich „in streitender Ver-

Digitized by Google

wirrung" mit sich selbst, in innerm Zwiespalt; seine ganze Seele ist gefüllt von den „Gestalten jener Welt," die sich lebendig, rastlos, ungeheuer um einen großen, einzig klugen Mann gemessen dreht und ihren Lauf vollendet, den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt. So fühlt er sich selbst in seinem Unwert, er, den kurz zuvor das Lob des Fürsten zu den Sternen hob. Aber nur sanft und mild braucht das Wort der Prinzessin voll tiefer, verhaltner Neigung an sein Ohr zu schlagen, da berauscht er sich an Wonnen, die er sich träumt, da schwillt ihm heiß die Brust: „Blicke freudig! Es ist so groß, so weit, was vor dir liegt, und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder in unbekannte, lichte Zukunft hin!"

Doch ein so leicht entzündbares Herz hat der rauhen Wirklichkeit gegenüber nicht Widerstandskraft genug, um nicht immer wieder bitterste Enttäuschungen und Niederlagen zu erleiden und aus allen Himmeln zu stürzen. Schneidender läßt sich der Kontrast nicht denken als seine gehobne Stimmung, in der er um Antonios Freundschaft, freilich allzu eilig, wirbt, und der beißende Hohn, der aus Neid und Eifersucht geboren ist, bei dem kühlen Diplomaten. Und so muß es denn zu einem heftigen Zusammenstoß kommen zwischen dem Dichter, den die Gleisnerin Hoffnung zu weit getrieben hat, der ganz Verehrung und Vertrauen, ganz Seele und Gemüt ist, und dem Staatsmanne, der mit den Pfeilen seiner Augen und seiner Zunge den Nebenbuhler in der Gunst der Frauen und den Liebling der Musen auf das schnödeste angreift. Wohl reißt „der hohe Dichterschwung" den Jüngling hinweg, aber dem andern fehlt das große Gemüt, das den Neid nicht kennt; und hämisch stachelt er den Fürsten auf, den Tasso, der den Degen zog, wegen der Verletzung des Burgfriedens auf das strengste zu bestrafen. Zwar verhängt der milde Alfons nur Zimmerhaft über den Dichter, aber dessen Gemüt ist durch die schwere Enttäuschung völlig verdüstert; er fühlt sich als „Verbrecher" und legt den Degen und den Kranz zu den Füßen des Fürsten nieder. In seiner Einsamkeit bohrt er sich immer tiefer in seinen Schmerz hinein; in völliger Verkennung der Milde und Güte seines Herrn sieht er nur Sorge und Not seiner harren: „Das häßliche, zweideutige Geflügel, das leidige Gefolg' der alten Nacht, es schwärmt hervor und schwirrt mir um das Haupt. Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt, dem Ekel zu entfliehn, der mich umsaust, dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?" So spricht ein Gemüt, das in sich haltlos geworden ist und Menschen und Dinge völlig



Digitized by Google

verkennt. Mit Recht kann Leonore klagen, daß seine Sanftmut, sein gefällig Wesen, sein schneller Blick, sein richtiger Verstand, mit dem er sonst jedem gab, was ihm gehört, sein Gleichmut, der ertrug, was zu ertragen ist, die kluge Herrschaft über Zung' und Lippe ihm abhanden gekommen ist. Doch er erwidert: „Töricht ists, in allen Stücken billig sein; es heißt sein eigen Selbst zerstören." Er will hassen, denn Haß gehöre wie die Liebe zum Leben, beide seien notwendig wie Tag und Nacht, wie Wachen und Schlafen. In allen klugen Ratschlägen sieht er nur Verschlagenheit und List, in der Freundin nur die kleine Schlange, die heranschleicht und mit glatter Zunge zauberische Töne zischet. Antonio, der sein Gleichgewicht wiedergefunden hat und dem Herzoge den gefeierten Dichter erhalten will, lenkt friedlich ein, aber alle Beschwichtigungsversuche werden zunichte an der Verbohrtheit dieses sich selbst und andre quälenden Dichtergemüts, das sich von allen gehaßt wähnt. Auch von der Prinzessin, die in elegischen Klagen der Gräfin ihr schmerzerfülltes Herz ausgeschüttet hat und ihn nicht entbehren kann, den Seelenfreund. Doch Alfons hofft, daß durch eine Reise nach Rom der Dichter „die schöne Harmonie der hergestellten Sinne" zurückgewinnen und froh und ganz geheilt heimkehren werde nach Ferrara.

In Wahrheit wetteifert also alles, den trüben Sinn zu erheitern, aber Tasso bekennt selbst: „Dies Gemüt ist nicht von der Natur bestimmt, ich fühl es leider! auf weichem Element der Tage froh ins weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen." Vergebens mahnt der Fürst: „Entreiße dich dir selbst! Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert!" Erst als die Prinzessin ihm sanften Balsam zarter Neigung ins wunde Herz gießt, erwacht er wie aus schwerem Traum, um aber sogleich dann ins volle Gegenteil umzuschlagen; die sanfte Freundschaftsregung nimmt er als Liebe; ihn packt die wildeste Leidenschaft, und er reißt im Ungestüm die Erschreckende an sein Herz. In demselben Augenblick erscheinen Alfons und Antonio. Des Dichters Schicksal ist besiegelt. Noch einmal verzerrt sich alles vor seinem geistigen Auge ins Fratzenhafte: eine Verschwörung war das ganze Spiel, das ihn vernichten sollte, Antonio das Haupt, der Kerkermeister und der Marterknecht, die Prinzessin die Sirene, „die Buhlerin, die kleine Künste treibt"! So rast er, und nur mit Mühe vermag das wilde Blut die ruhige Rede des besonnenen Mannes, der nun als Freund zum Freunde spricht, zu beruhigen, sodaß er sich gefangen geben muß. „Du gibst zu viel dir nach": damit trifft Antonio den wunden Punkt dieses weichen Dichtergemüts, dem die Selbstzucht fehlt. Er ruft ihm zu: „Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst, vergleiche

Digitized by Google

dich! Erkenne, was du bist!" Da dämmert es endlich dem gequälten Dichter auf, daß er in der Irre gegangen und sich und die andern völlig verkannt hat. Sein Glück an dem Hofe zu Ferrara hat er zwar auf immer verscherzt; aber ihm bleibt als Trost sein Talent, das ihn über die Menge emporhebt: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide." Er vergleicht den Antonio mit dem festen, unerschütterlichen Felsen und sich selbst mit der sturmbewegten Welle. Wohl weiß er: „im Sturm die Welle flieht und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über"; aber dieselbe mächtige Natur, die den Felsen gründete, gab auch der Welle die Beweglichkeit! Sie gab dem Dichtergemüte die Empfänglichkeit und Regsamkeit und die anschmiegende Weichheit, und „in dieser Woge spiegelte so schön die Sonne sich, es ruhten die Gestirne an dieser Brust, die zärtlich sich bewegte"; d. h. alles, was groß und hehr und ewig an Gedanken ist, das findet in dem Dichtergemüte seinen hellen Widerschein tiefen Verständnisses. So soll Antonio nicht gering von ihm denken, sich seiner felsenharten Kraft nicht überheben, wenn auch der unglückliche Poet ihn nun erfaßt, wie sich der Schiffer endlich noch an jenen Felsen festklammert, an dem er scheitern sollte.

Wir wissen am Schlusse des Dramas nicht, sollen wir es eine Tragödie des Dichtergemüts nennen, sollen wir an den Untergang des Helden glauben, oder dürfen wir hoffen, er werde sich aus all der Irr- und Wirrsal retten und sich hindurchringen zur Harmonie des Innern, zum Gleichgewicht eines wiederhergestellten Gemüts. Jedenfalls hat Goethe ein Dichterherz im Überschwange der Freude und des Leidens dargestellt, voll Naturwahrheit und Lebenskraft, wie es in der Weltliteratur seinesgleichen sucht. Und er konnte es, weil er selbst ein so großer Dichter war und nichts gestaltete, was er nicht in sich durchlebt und durchkämpft hätte, in heißer Leidenschaft, in bitterm Ringen. Er selbst hatte aufs tiefste den Widerstreit von Poesie und Leben erfahren, und ähnlich wie den Antonio dem Tasso läßt er die Muse in der „Zueignung" dem als Übermenschen sich fühlenden zurufen: „Wie viel bist du von andern unterschieden? Erkenne dich! Leb mit der Welt in Frieden!" Vor Selbstüberschätzung und vor Selbstunterschätzung muß sich der schöpferische Mensch bewahren; er muß stolz und doch wieder demütig, kühn und doch wieder bedächtig sein. Was in der „Zueignung," was im „Faust" der Weisheit letzter Schluß ist, das können wir mit dem Worte des „Wilhelm Meister" kennzeichnen: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt." Die Selbstzucht,

2*

Digitized by Google

die Erkenntnis des eignen Wertes und die Erkenntnis der Schranken, die nun einmal jedem gesetzt sind, haben Tasso gemangelt; darum ist er unglücklich geworden; Antonio weist ihm den Weg, auf dem er genesen kann.

So haben wir im „Tasso“ ein Dichterbild voll zwingender innerer Wahrheit; wir sehen zu den Höhen seligen Schaffens und seligen Schauens empor und in die Abgründe eines sich selbst zerstörenden Gemüts. Wir sind erschüttert von der Tragik eines Dichterlebens, die zugleich die Tragik des Menschenwesens überhaupt in sich schließt; denn ein Dichter ist weder ein Gott noch ein Wunder, sondern eben ein ganzer, reicher Mensch, mit besonders feinen seelischen Organen, mit besonders tiefem Empfinden und mit der Fähigkeit, dieses in glaubhaften, naturwahren Gestalten darzustellen. Goethes „Tasso“ löst das Dichterproblem mit seiner tiefen Tragik in so vollendeter Weise, weil es diese in den Bereich des Allgemein-Menschlichen emporhebt. Wir sind ja alle entweder Tasso- oder Antonionaturen; die Menschen gleichen entweder der Martha oder der Maria im Gleichnisse Jesu; ja ganze Völker sind in ihrer Art auf den einen oder den andern Ton gestimmt; ich erinnere nur an den Gegensatz zwischen den Griechen und den Römern. Das Vollkommne besteht in der harmonischen Vereinigung der Gegensätze. So sagt die Gräfin Leonore, die Natur hätte ihr Ideal erreicht, wenn sie aus Antonio und Tasso *einen* Mann gebildet hätte. Goethe selbst aber erscheint uns deshalb so groß, weil er diesem Ideal so nahe wie wenige Sterbliche gekommen ist und in sich die Versöhnung von Kunst und Leben gewonnen hat. Aber solches Ideal ist nur in schwerem Geistesringen und in heftigen Herzenskämpfen zu erreichen, und daran hat es Goethe wahrlich nicht gefehlt. Davon gerade gibt uns der „Tasso“ ein so lebendiges und wirkungsvolles Zeugnis.

So wird die Dichtung zur Erlösung von Druck und Spannung für den Dichter selbst und für uns zur Offenbarung dessen, was in Duft und Dämmer in unsrer Seele schlummerte. Poesie ist Lebens- und Ewigkeitsspiegelung zugleich; sie ist Welterklärung im Zauber der Sprache und im Lichte des tiefbewegten Gemüts.

Wer ihre Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.

Digitized by Google

## 2.

# Goethe als Philosoph in der Prima.*)

„Nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.“ Sollte dies Wort des Wallenstein=Prologes auch für die Jugend unserer höheren Schulen schon Geltung haben? Ich glaube doch. Es ist nicht richtig, sie immer nur in den Niederungen und der mittleren Höhenwelt der Gedanken zu halten. Man kann den 19–21jährigen Primanern auch schon einen Flug zu den höchsten Höhen zumuten, auf daß die Schwingen wachsen und sich stählen; man kann sie auch einmal aufwärts reißen, wenn auch nur gelegentlich und vielleicht nur belohnt von dem dankbaren Blitzen im Auge der Gereiftesten. Man darf aber nimmer die letzten Ziele und die tiefsten Fragen aus dem Gesichtskreise verlieren; man muß den heranreifenden Jünglingen immer wieder einmal klar machen, daß es für den Gebildeten gilt, deutlich sich Antwort zu geben auf die Fragen: Ist der Mensch nur ein naturhaftes, oder ist er auch ein geistiges Wesen, ist er nur ein Kind des Zufalls und der Schicksalslaune oder ein selbständiges Glied einer ideellen, göttlichen Welt?

Das sind Probleme, um die niemand herum kann und die deshalb so fruchtbar sind, weil sie den ganzen Menschen betreffen, weil sie entscheidend sind für alle einzelnen ethischen und religiösen Fragen. Was auf die tiefere Erkenntnis des Menschenwesens hinzielt, wie es nicht nur im Laufe der Jahrhunderte sich ver=

*) Dieser kleine Aufsatz (S. 21—26) wurde abgedruckt in der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“ begründet von Julius Lohmeyer (Dez. 1906); er ward durch den Herausgeber veranlaßt, der einen Aufsatz aus der Schule und für die Schule wünschte; so wählte ich den Gedankengang einer deutschen Stunde in Prima, wie er sich mir gerade damals bot.

Digitized by Google

ändert hat, sondern wie es allgemeine, unvergängliche Züge trägt, das ist im Unterricht, namentlich im Deutschen der Prima, nimmer außer acht zu lassen. Und da kann uns Goethe ein Führer sein; besonders in seiner tiefsinnigen Gedankenlyrik, die gerade darin ihre Eigenart besitzt, daß sie nicht des Gedankens Blässe, sondern die Frische des lebensvollen Augenblicks zeigt, daß sie nicht den Eindruck der lange schon gehegten, endlich durch einen äußeren Anlaß gelösten Reflexion, sondern den des tiefsinnigen Erlebens, des den Gedankengang durchdringenden Gefühls macht. Ein Stück Philosophie (Ästhetik, Psychologie und Ethik) umfassen die Gedichte „Meine Göttin“, „Gesang der Geister über den Wassern“, „Grenzen der Menschheit“, „Das Göttliche“ (erg. im Menschen).

So dürfte es sich denn, nicht nur für die Schule, wie ich hoffe, sondern für jedermann, und besonders für solche, denen Goethe immer fremder geworden, lohnen, die Frage aufzuwerfen: welches sind — nach Goethe — die natürlichen Schranken des Menschen, und inwiefern hebt er sich über diese empor?

Der Mensch ist ein Doppelwesen; mag sein Geist noch so hoch streben, die Erde hält ihn fest; als Sinnenwesen wurzelt er in der Natur, mag das nun heißen, daß er in seiner Geistigkeit den Begriff der Natur erhöht oder daß diese ihn herabzieht; jedenfalls ist er in seinem ganzen Sein durch sie bedingt. „Nach ewigen, ehernen, Großen Gesetzen Müssen wir alle Unseres Daseins Kreise vollenden.“

Wir sind gebannt in einen gewaltigen, das Verschiedenartigste in wunderbarer Einheitlichkeit umspannenden Zusammenhang der Dinge. Die Dichter sind nicht müde geworden, die Wechselbeziehungen zwischen Natur und Menschenwesen zu deuten und dieses mit dem Grünen des Grases, mit den Knospen des Waldes, mit Blühen und Welken der Blumen, mit Bach und Strom, mit Wolke und Schatten und Rauch zu vergleichen. In unübersehbaren Folgen reihen sich alle die zahllosen Formen der Schöpfung aneinander, von den einfachsten bis zu den verwickeltsten, von den ärmsten bis zu den reichsten: die Übergänge, die ineinander fließenden Grenzen erschlossen sich erst allmählich dem Spürsinn des Forschers; das Entwicklungsgesetz hält in seiner Macht alles Unorganische und Organische, das in der Wurzel eins ist.

Digitized by Google

Alles ist in unablässigem Werden und Vergehen, in ewigem Flusse begriffen; der einzelne Mensch gleicht der auftauchenden, daherflutenden und vom Wogengetriebe verschlungenen Welle. „Was unterscheidet Götter von Menschen? Daß viele Wellen Vor jenen wandeln, Ein ewiger Strom: Uns hebt die Welle, Verschlingt die Welle, Und wir versinken.“ Die Zeit führt uns herauf aus dunklem Schoße und nimmt uns in diesen wieder hinab, wenn unsere Stunde gekommen ist; am festen Ufer steht unwandelbar die Gottheit und sieht Wellenreihen auf Wellenreihen, Menschengeschlechter auf Menschengeschlechter vorüberziehen.

In anderem herrlichen Bilde wendet dies Hölderlin im „Schicksalsliede“: „Ihr wandelt droben im Licht Auf weichem Boden, selige Genien! . . Doch uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn; Es schwinden, es fallen die leidenden Menschen Blindlings von einer Stunde zur andern, Wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen, Jahrlang ins Ungewisse hinab.“

Das Leben des einzelnen beschreibt nur einen bescheidenen Kreis, er ist nur „ein kleiner Ring“ in einer „unendlichen Kette“, deren Anfänge wie die Endesglieder in rätselvolles Dunkel gehüllt sind. Er ist räumlich und zeitlich eng umgrenzt; trachtet er zu hoch, will er „mit dem Scheitel die Sterne berühren“, will er mit Titanentrotz den Himmel stürmen, mit den Göttern sich messen, so geht es ihm wie dem Luftschiffer: „Nirgends haften dann die unsichern Sohlen, Und mit ihm spielen Wolken und Winde.“ Betrachtet er sich nur als Körper unter Körpern, beschränkt er sich nur auf die enge Pflicht und das schmale Recht der Scholle, die ihn trägt, sieht er nur das Nahe, dem Augenblick hingegeben, so reicht er nicht auf, Nur mit der Eiche Oder der Rebe Sich zu vergleichen.“ Was ist physisch der kleine Mensch gegenüber dem Baumesriesen? Was auch zeitlich, wenn wir an die Jahrhunderte denken, die dieser überdauerte, jahrein, jahraus sich verjüngend? Wann das Leben seinen Abschluß findet, das weiß der Mensch nicht; die Todesparze „tappt unter die Menge, faßt bald des Knaben Lockige Unschuld, Bald auch den kahlen Schuldigen Scheitel.“ Als Glied der Natur ist der Mensch dem Schicksal unterworfen, dem blind waltenden, das bald lind und freundlich ihn umkost, bald wild stürmisch ihn packt — „Wind ist der Welle Lieblicher Buhler; Wind mischt vom Grund aus Schäumende Wogen.“ Bald tragen ihn die Verhältnisse, bald ringt er mit ihnen. „Seele des Menschen, Wie gleichst du dem Wasser! Schicksal des Menschen, Wie gleichst du dem Wind!“

Digitized by Google

Die zwiespältige, sinnlich-geistige Natur veranschaulicht Goethe unter dem Bilde des in seiner kristallklaren Helle schier stofflosen Wassers, das vom Himmel kommt und wieder zum Himmel steigt, ewig wechselnd; zwischen dem Irdisch-Gemeinen und dem Göttlich-Hohen und Erhabenen schwankt die Seele hin und her; in der Kindheit gleicht sie dem reinen Strahl, der die Sonne wiederspiegelt und in Wolkenwellen herniederstäubt zum glatten Fels; in der suchenden, ringenden Manneskraft dem schäumenden, über Klippen sich stürzenden, alle Hemmnisse überwindenden Gießbach, während die findende, in ihrem Streben Genügen gewinnende Seele dem Bache ähnelt, der im Wiesengrunde dahinzieht, und die ernste, in sich gefestete Seele des Greises dem See vergleichbar ist, in dem „ihr Antlitz weiden alle Gestirne". Ewigkeitsgedanken dringen ihr bis auf den Grund. So hebt den Menschen das geistige Leben aus dem Staube empor. Wie der Baum in der dunklen Erde wurzelt und seinen Wipfel in die lichten Lüfte hebt, so ist der Mensch in Sinnlichkeit gegründet und doch für das Ewige bestimmt.

„Unfühlend" ist die Natur; es gilt Sonne und Mond gleich, ob sie Bösen oder Guten scheinen; Wind und Stürme und Hagel fragen nicht danach, wen sie ereilen. Mag die Sonne deines Glückes untergehen, jene Flammenkugel, da droben leuchtet weiter, und mag dein Herz jubeln, dem regenschweren Wolkenhimmel entlockst du kein freundliches Lächeln, keinen Abglanz. Das mechanische Kausalitätsgesetz herrscht in der Natur. Die Welt des Geistes hat ihre eigenen Gesetze. Als geistig-sittliches Wesen trägt der Mensch den Keim des Göttlichen in sich.

Ihm hat der Göttervater seine Lieblingstochter, sein Schoßkind, die Phantasie „mit Himmelsband" verbunden; sie ist in Freud und Leid seine getreue „Gattin"; sie umgoldet jene und lindert dieses, während den anderen Lebewesen der Schöpfung bestimmt ist, „in dunkelm Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen Beschränkten Lebens, Gebeugt vom Joche der Notdurft" dahin zu wandeln; die Phantasie verklärt die Wirklichkeit, streut Rosenblüten in des Alltags Prosa; sie leiht Flügel, die hinwegheben über die Schranken von Raum und Zeit; sie weist in das Reich der Ideale; das geistige Ohr des Phantasiebegabten belauscht „der Dinge geheimste Saat", und das geistige Auge sieht die wundersamen Beziehungen zwischen dem Elementaren und dem Menschengeist; die Phantasie beseelt mit Stimmungshauch, mit dem

Digitized by Google

Odem Jovis die Natur, und sie schafft göttliche Gebilde, die Werke unvergänglicher Kunstschönheit, mag sie heiter oder düster sein.

Ihr göttliches Vorrecht darf den grämlichen Verstand, „die alte Schwiegermutter Weisheit“ nicht stören noch verdrießen. Unter der Hülle des Sinnlichen offenbaren sich ihm die tiefsten Rätsel. Die menschliche Vernunft in ihrer höchsten Steigerung, dem Genie, deutet sie sich z. B. — wie Goethe in „Mahomets Gesang“ — durch das Bild des Stromes. Wie dies schillert in der Pracht des Gleichnisses und in der Pracht einer transcendentalen Idee!

Ein geborener Herrscher und Leben atmend, Leben weckend, verwandte Seelen sammelnd, das Sehnen der Besten stillend, die Herzen begeisternd und entflammend, ein Sieger, ein Spender der Zivilisation, des höheren Gottesbewußtseins, geht der religiöse Genius dahin durch die Welt, unauslöschbare Spuren hinterlassend, wenn er heimkehrt zum ewigen Vater, dem Brunnquell alles Guten.

Nur im Gleichnis ist es uns gegeben, das Höchste zu ahnen und zu verstehen. So gibt auch der sittlich vollendete Mensch, der Edle, Hülfreiche, Gute, uns die Gewähr einer sittlichen Weltordnung, die Gewähr des Daseins der Gottheit. „Sein Beispiel lehr' uns Jene glauben!“

Was vermag nun der sittlich-geistige Mensch? Goethe sagt stolz: „Er vermag das Unmögliche“, d. h. das in der leblosen und lebendigen Natur Unmögliche, das aus bloßen Naturursachen nicht Erklärbare: „er unterscheidet“ — mit seinem Verstande, „er wählet“ — mit seinem freien Willen „er richtet“ mit seinem Gewissen. „Er kann dem Augenblick Dauer verleihen.“ Das Flüchtigste, was es gibt, den Moment — d. h. das Gefühl, den Gedanken, die Tat des Momentes — kann er in göttlicher Schöpferkraft zu Dauerndem, Ewigem wandeln. Was dem Forscher, dem Künstler, dem Erfinder, dem Entdecker die Gunst der Stunde offenbart, dem kann er in Wort, in Ton, in Stein, in Farben, im Apparat, in der Maschine eine ewig dauernde Form verleihen; was die Welle der Zeit verrauschen läßt, bannt der Künstler; die großen Menschen, die großen Ereignisse, die auftauchen und verschwinden, überliefert er in darstellendem Bilde der Nachwelt. Auch die echte sittliche Tat ist in ihren Wirkungen unvergänglich; und jene Verkörperungen sittlicher Ideen, wie Staat und Kirche und Schule, haben die Aufgabe, „den Guten zu lohnen, den Bösen zu strafen, zu heilen und zu retten, alles Irrende (Fehlende), Schwei-

Digitized by Google

fende (Haltlose), Nützliche zu verbinden." Immer gemeinnütziger, sozialer wird das Streben der Menschen. Der Vollendungsdrang ist dem geistig gerichteten Menschen eigen, und zwar unauslöschlich, auch wenn er das Vollendete selbst nimmer erreicht. Denn der edelste Mensch erscheint doch nur als das schwache Abbild der Gottheit, die wir ahnen; er spiegelt sie wieder, wie der Tautropfen die Sonne. „Der edle Mensch Sei hilfreich und gut! Unermüdet schaff' er das Nützliche, Rechte, Sei uns ein Vorbild Jener geahnten Wesen!"

Ein jeder bringe den göttlichen Keim, der in ihn gelegt ist, zur Entfaltung und Reife, wecke den Funken zur Flamme; er vereine unter einander die beiden Forderungen der griechischen Weisen, das γνῶθι σεαυτόν („Erkenne dich selbst!") mit dem γένοιο οἷος ἐσσί („Werde, der du bist!").

Und sollte der alte Herzenskündiger und Geistesbefreier Goethe — auf dessen Spuren wir hier wandelten — nicht mit Recht mahnen und damit im deutschen Hause und in deutscher Schule offene Ohren und willige Seelen finden, wenn er kündet:

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da —?

* * *

Die vorstehenden Betrachtungen geben nur einen kleinen Ausschnitt aus einer Frage, die sich auch in der Schule weiter ausspinnen läßt. Wer in Goethe lebt und webt, der wird als Lehrer des Deutschen in der Prima immer wieder Gelegenheit finden, über ihn als Psychologen, als Ästhetiker und Ethiker, d. h. über seine Welt- und Lebens-, Natur- und Kunstanschauung zu sprechen. Bald gibt dazu die Lyrik, bald das Epos — „Hermann und Dorothea" — bald die dramatische Dichtung erwünschten Anlaß. Ich verweise auf meine Programm-Beilagen von Ostern 1900: „Goethes Bedeutung für die Gegenwart", erweitert um die Abhandlung „Die Naturpoesie im ‚Werther' und in der Lyrik Goethes", (Neuwied und Leipzig, Heusers Verlag); Ostern 1901: „Goethes Tasso ein Dichterbild, Goethes Faust ein Menschheitsbild"; Ostern 1902: Goethes epysche Kunst und Lebensweisheit in Hermann und Dorothea." — Auch die Lektüre von „Dichtung und Wahrheit", die reichen Stoff zu Fragen mannigfachster Art gibt,

Digitized by Google

regt dazu an, Goethes Stellung zur Philosophie, zu einzelnen Philosophen, seine allmählich sich wandelnden und vertiefenden Anschauungen über Gott und Natur, Kraft und Ordnung in der Natur, Gesetz und Entwicklung, Freiheit und Notwendigkeit, das Verhältnis des Äußeren und des Inneren, des Typus und des Individuums u. s. w. zu erörtern.*)

Wir sehen aus „Dichtung und Wahrheit", daß kein Philosoph eine so reichhaltige Wirkung auf Goethes Denken und Dichten geübt hat wie Spinoza. „Nachdem ich mich nämlich," sagt er dort, „in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens umgetan hatte, geriet ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben; genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften; es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzutun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe", mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken."

Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas bildete einen scharfen Gegensatz zu seinem alles aufregenden Streben, und die Methode dieses systematischen Kopfes wirkte auf ihn wie ein Widerspiel seiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise.

Noch dem alternden Manne klang es in der Seele nach, welche Beruhigung und Klarheit über sein gärendes Innere gekommen, als er zum ersten Male die nachgelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblätterte, und immer sah er diese als solche an, denen er so viel schuldig geworden; und wenn er sie zur Hand nahm, so umwehte ihn dieselbe Friedensluft wieder wie einst zuvor. Und worin bestand dieser Friede, der ihn so beruhigte und beseligte, der alle Affekte, Neigungen und Leidenschaften sänftigte? Zunächst in der Resignation, in der Erkenntnis, daß alles eitel ist. Aber das ist nicht das einzige, denn es würde die Seele

---

*) Vergl. meine Frankfurter Goethe-Festrede vom 28. Aug. 1892 (in den Berichten des Freien Deutschen Hochstifts): „Goethes dichterischer Pantheismus" und „Goethe und die Philosophie" von Rudolf Eucken im Goethe-Jahrbuch von 1900 sowie in Bielschowskys „Goethe" II S. 77—106.


Digitized by Google

stumpf machen. Das andere ist, daß man sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlichen in allen Dingen überzeuge, daß man sich solche Begriffe bilde, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. „Weil aber hierin“, sagt Goethe selbst, „wirklich etwas Übermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja, man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll.“

Aber wie es Goethische Eigenart ist, nichts in sich sklavisch aufzunehmen, sondern alles in sich künstlerisch zu verarbeiten, alles Widerstrebende abzustoßen und das Homogene nach seiner Weise, die immer eine dichterische ist, umzuschmelzen, so verwahrt er sich ausdrücklich dagegen, daß er Spinozas Schriften hätte unterschreiben und sich buchstäblich dazu bekennen mögen, denn daß niemand den anderen versteht, daß keiner bei denselben Worten dasselbe, was der andere, denkt, das war ihm schon längst aufgegangen.

Hatte ihn Herder zuerst näher in Spinoza eingeführt, so war es besonders der innige Verkehr, der tiefe Gedankenaustausch mit Fritz Jakobi auf jener denkwürdigen Rheinreise des Jahres 1774, welcher Spinozas Gedanken in ihm aufleben ließ, auf daß er sie wider den außerweltlichen Gott seines offenherzigen, warmfühligen Freundes ins Feld führte. Und so schwelgten sie, während der Mondschein über dem breiten Rheine zitterte, bis tief in die Nacht hinein, in der Fülle des Hin- und Widergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich quillt.

Wir wissen ferner, wie regen Gedankenaustausch über Spinoza Goethe in den 80er Jahren mit Herder pflog, wie er mit Frau von Stein die Ethik las, und eine dem Goethe-Archiv entnommene Skizze zeigt, wie tief er in dies System eindrang. Trotz der Einsicht in die Beschränkung des Menschenwesens, welches das Unendliche nicht zu erfassen vermag, preist er die Gnade der Natur, daß sie den Menschen, der nur zu unvollständigen Begriffen zu gelangen imstande ist, mit einer solchen Zufriedenheit in seiner Enge versorgt hat. Diese Zufriedenheit gewährte ihm Spinoza. Es entsprach dem Bestreben seiner Künstlernatur, aus der Vielheit zur Einheit zu gelangen. Hier fand er die Lehre, welche von der unverbrüchlichen Gesetzmäßigkeit der Dinge, von der Er-

Digitized by Google

kenntnis Gottes als innerer Ursache der Welt und von der in dieser Erkenntnis des unbedingt Allbedingenden liegenden Befreiung von der Knechtschaft der Affekte erfüllt war, die zur seligen Ruhe der intellektuellen Gottesliebe führt. In dem Pantheismus Spinozas gibt es nur ein Geschehen und nur ein unabhängiges substantielles Wesen. Das materielle und das geistige Geschehen bilden nur die beiden Seiten eines und desselben notwendigen Weltprozesses; die ausgedehnten und die denkenden Einzelwesen sind nichts anderes als wechselnde und vergängliche Zustände des beharrlichen, ewigen, einheitlichen Weltgrundes. Die Substanz, das Unbeschränkte, das Absolute, bei dem jede Prädizierung die Aufhebung und Verneinung seiner selbst bedeuten würde, ist die ewige, naturgesetzliche Einheit des Universums; die Attribute sind die zahllosen Vermögen, welche in den einzelnen Erscheinungen wirken und in dem beständigen Wechsel der Dinge nicht vergehen; der wirkenden Substanz (natura naturans) steht, wie der Ursache die Wirkung, gegenüber die natura naturata, das Reich der Modi. Gott ist die inwohnende Ursache aller Dinge, das natürliche All, seine notwendige ewige Folge. Nicht ist zwischen Gott und Welt ein Hiatus, sondern es ist nur die Unvollkommenheit des Menschen, welche ihn zwingt, die Attribute zu unterscheiden und die Dinge zu vereinzeln; die innere Einheit von Substanz und Welt ist Kausalität. Alle Körper sind beseelt, alle Seelen verkörpert, aber im Grunde sind die Geister- und Körperwelt eins. Die Seele ist der sich denkende Körper, der Körper die sich ausdehnende Seele. Ohnmächtig ist der Mensch in seinen Affekten, die so notwendig sind wie Kälte und Sturm und Donner in der Natur; mächtig ist er in seinem Denken, in der Erkenntnis der Affekte; das ist seine Tugend, das ist sein Glück, das führt ihn zur intellektuellen Liebe Gottes. Dieser amor dei intellectualis bietet die höchste Seelenruhe, Seligkeit und Freiheit und ist ein Teil der unendlichen Liebe, mit der Gott sich selbst liebt, und ist mit der Liebe Gottes zu den Menschen eins. Nur in der adäquaten Erkenntnis und in der Gottesliebe sind wir unsterblich. — Was Goethe dem System Spinozas entlehnte, war die Überzeugung, daß nur die klare Erkenntnis der Affekte die Befreiung von ihnen in sich schließe, daß alles einen endlosen Kausalnexus wirkender Ursachen bilde, der weder für Zufall noch Willkür einen Raum läßt, daß nichts anders sei und geschehen könne, als es ist und geschieht, und vor allem der metaphysische

Digitized by Google

Hauptsatz von der Immanenz Gottes, von der Einheit von Gott und Welt.

Schon dem etwas gar zu aufdringlichen Glaubenseifer des von fanatischer Christus-Religion erfüllten Lavater gegenüber, für den nur die Alternative Christ oder Atheist bestand, und der doch wieder ein ganz anderes Christentum vertrat als Fräulein von Klettenberg, verficht Goethe den Satz, daß es beim Glauben gar nicht darauf ankomme, was man glaube, sondern nur daß man glaube: der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Und dieses nennt er „Gott oder Natur", wie Spinoza mit deus sive natura die Substanz bezeichnet. Er versichert Lavater, nach seinem angeborenen und angebildeten Realismus sei er nun einmal zu solcher Erkenntnis gelangt, und jener müsse es dabei bewenden lassen, wie es „Gott und der Natur" nun einmal gefallen habe, ihn zu machen:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre?

Seinem künstlerischen Sinne stand es fest, wie er selbst sagt, daß wir bei Betrachtung des Weltgebäudes uns der Vorstellung nicht erwehren können, daß dem Ganzen eine Idee zu Grunde liege, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit wirken möge. Seinem realistischen, anschauungsbedürftigen und naturfrohen Geiste entsprach nicht die übliche „unanschauliche, abstrakte Idee" eines jenseitigen Gottes; und so schreibt er an Jakobi, wie er sich immer mehr an die Gottesverehrung Spinozas halte: „Ich überlasse euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt; wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir" — und darin spricht der Dichter Goethe —, „ich halte viel aufs Schauen." Und so nennt er sich einen der ephesinischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben in Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnisvollen Gestalten zugebracht habe und dem es daher unmöglich eine angenehme Empfindung erregen könne, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formlosen Gott aufdrängen wolle.

Digitized by Google

Persönlichkeit gilt ihm wie Spinoza als Beschränkung, die weltferne Transzendenz Gottes als unzulänglich für den Begriff des Unermeßlichen.

> Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
> Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
> Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
> Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
> So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
> Nie seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

In allen Regionen, in unermessenen Fernen, im Labyrinth der Sonnen und Planeten waltend findet er die Weltseele. „Und jedes Stäubchen lebt." Aber der Weltseele Wesen ist Betätigung der Kraft, ist ewiges Schaffen und Werden:

> Das Ew'ge regt sich fort in Allem,
> Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
> Wenn es im Sein beharren will.

So wandelt sich in dem Dichtergeiste Goethes die starre Substanz Spinozas in schaffende, zweckvolle Vernunft, in wirkende Kraft um:

> In Lebensfluten, im Tatensturm
> Wall' ich auf und ab.
> Webe hin und her!
> Geburt und Grab,
> Ein ewiges Meer,
> Ein wechselnd Weben,
> Ein glühend Leben.

Die wesenlosen Modi werden substantielle Kräfte, werden beseelte Monaden, die nach ewigem Gesetze eine unendliche Kette bilden, in der sich Glied an Glied fügt:

> Also prangt die Natur in hoher, voller Erscheinung,
> Und sie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder gestuft.
> Jede Pflanze verkündet Dir nun die ew'gen Gesetze,
> Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit Dir.

Die bloße mechanische Kausalität wandelt sich in eine lebens- und geistesvolle Entwickelung nach inneren Ideen um. Das Einzelne ist ein Abbild des Weltganzen:

> Müsset im Naturbetrachten
> Immer Eins wie Alles achten;
> Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
> Denn was innen, das ist außen.
> So ergreifet ohne Säumnis
> Heilig öffentlich Geheimnis.

Digitized by Google

Daher ruft er dem Naturforscher zu: „Natur hat weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit einem Male“. Und wie sich bei Goethe der Philosoph nicht vom Dichter trennen läßt, so ist es nicht nur philosophische, sondern allgemein wissenschaftliche und künstlerische Maxime:

Willst Du ins Unendliche schweifen,
Geh nur im Einzelnen nach allen Seiten;
Willst Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Jeder Mikrokosmus ist so ein Spiegelbild des Makrokosmus. Bewegung und Entwickelung sind die umschreibenden Bezeichnungen für das geheimnisvolle Werden, für die Triebkraft, die in allem lebt. So sagt Goethe: „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotierende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt“.

Wir sehen, Leibnitzische Gedanken und sein eigener dichterischer Sinn führen Goethe zu einer seelenvolleren Weiterführung des Spinozistischen Monismus. Er war kein Atheist, wie er auch Spinoza einmal als theissimum preist, er war kein Materialist — eine geistlose Welt kann er schon als Dichter nicht brauchen: sein Gott ist das Wesen, in dem die ganze Natur und Menschenwelt lebt und webt und ist. Und so ferne es ihm lag, ein in sich geschlossenes philosophisches System im strengen Sinne des Wortes auszubilden, so sah er doch immer festen und harmonischen Geistes und mit Poetenaugen in diese schöne Welt hinein und verklärte sie mit seinem Geiste, beseelte sie mit seiner Seele.

Wollen wir aber in aller Kürze das Evangelium gleichsam der Goethischen Religion von der gotterfüllten Natur zusammengefaßt sehen, so bietet es sich in den Antinomien, die sich in dem Aufsatze „Die Natur“ aus dem Jahre 1783 finden:

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen: wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr; sie verwandelt sich ewig; ihre Gesetze sind unwandelbar.

Digitized by Google

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. Ihre Krone ist die Liebe; nur durch sie kommt man ihr nahe. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr: nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst."

So läuft alle Philosophie bei Goethe darauf hinaus, die Natur in Gott, Gott in der Natur zu sehen und im eigenen Selbstbewußtsein Gott zu fühlen und zu ehren, sich selbst mit der Weltseele zu durchdringen, sich, d. h. den göttlichen Keim zu entfalten und zu einer vollendeten Persönlichkeit zu reifen.

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen.
Sich aufzugeben ist Genuß.

So gipfelt die Ethik in einer Selbstzucht, die Selbstüberwindung, Selbstaufgabe ist, sich aber in Gott wiederfindet.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Digitized by Google

Von Alfred Biese erschienen u. a. folgende Werke:

**Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern**, Kiel, Lipsius & Tischer 1882—84.

**Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit**, Leipzig, Veit & Comp. 1888, 2. Ausg. 1892.

In englischer Übersetzung: **The Development of the Feeling for Nature In the Middle Ages and Modern Times.** London George Routledge & Sons, Ltd. New-York: E. P. Dutton & Co. 1905.

**Theodor Storm und der moderne Realismus**, Berlin, Eckstein 1888.

**Das Associationsprinzip und der Anthropomorphismus in der neueren Ästhetik**, Leipzig, Fock 1890.

**Fritz Reuter, Heinrich Seidel und der Humor in der neueren deutschen Dichtung**, Kiel, Lipsius & Tischer 1891.

**Römische Elegiker**, für den Schulgebrauch herausgegeben, Leipzig, G. Freytag. 2. Aufl. 1902.

**Griechische Lyriker**, für den Schulgebrauch herausgegeben, Leipzig, G. Freytag. 2. Aufl. 1905.

**Die Philosophie des Metaphorischen**, Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1893.

**Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker**, Berlin, Wilh. Hertz (jetzt Cotta, Stuttgart) 1896.

**Pädagogik und Poesie.** Vermischte Aufsätze, Berlin, R. Gaertner (jetzt Weidmann) 1900.

Inhalt:



Digitized by Google

**Pädagogik und Poesie.** Vermischte Aufsätze. Neue Folge. Berlin, Weidmann 1905.

Inhalt:



Digitized by Google

Digitized by Google

PT 2047 .C6 B589 C.1
Zwei Abhandlungen:
Stanford University Libraries
3 6105 037 776 635

PT
2047
C6B589

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google


Digitized by Google